

Franziska Benkel

»Wir haben nichts mehr zu verlieren ... nur die Angst!«

Die Geschichte der Frauenhäuser in Deutschland.



Franziska Benkel
»Wir haben nichts mehr zu verlieren ... nur die Angst!«

orlanda

reihe
frauen
bewegt

orlanda

Franziska Benkel

»Wir haben nichts mehr zu verlieren ... nur die Angst!«

Die Geschichte der Frauenhäuser in Deutschland.



reihe
frauen
bewegt *orlanda*

»*Love shouldn't cost an arm or a leg*«
Cecelia Condit

Über dieses Buch

Die Situation von Frauenhäusern wurde seit Beginn der Pandemie in einer medialen Breite besprochen, wie wahrscheinlich seit Mitte der 1970er nicht mehr.

Franziska Benkel rekonstruiert in »Wir haben nichts mehr zu verlieren ... nur die Angst!« die Entstehungsgeschichte des ersten Frauenhauses in Westberlin und der Bewegung in Deutschland. Das Buch überzeugt durch die dichte Abbildung der Verhandlungen, Gespräche und Kämpfe zwischen Akteur*innen der Frauenbewegung und Politik. Mit Blick auf die aktuelle Pandemie und zurück in die Vergangenheit nähert sich die Autorin den Ursachen für geschlechtsspezifische Gewalt und Femizid an.

Über die Autorin

Franziska Benkel ist in Ludwigsburg geboren und in Prag aufgewachsen. Als freie Historikerin forscht sie zu geschlechtsspezifischer Gewalt und arbeitet an der Akademie der Künste in Berlin sowie in einer Notunterkunft für Frauen.

Inhalt

Vorwort

Einleitung

1. Häusliche Gewalt und aktuelle Rahmenbedingungen

Die politische Debatte um häusliche Gewalt

Die aktuelle Situation von Frauenhäusern und ihrer Bewohnerinnen

Die Istanbul-Konvention

Die Umsetzung der Istanbul-Konvention in Deutschland

2. Geschlechtsspezifische und häusliche Gewalt

Entwicklung der Gewaltbegriffe

Femizid/Feminizid

Die feministischen Kämpfe der 1970er

Gewalt, Körper und Subjekt

Patriarchale Zweigeschlechtlichkeit

Heterosexuelle Ehe und Kernfamilie als Gewaltraum

Feministische Kritik am Mythos Mutterschaft

3. Familienpolitik, Geschlecht und Sex seit 1949

Heldinnenmythos damals und heute

Gleichberechtigungspolitik

Gleichberechtigung, Migration und Geschlecht

Zwischen Familienministerium und außerparlamentarischer Opposition

Sozialistische Frauenbewegung und sozialliberale Politik

Familienpolitik in der DDR und die roten Schwestern

Frauenbewegungen und ihre Organisationsformen

Alternative Wohnformen und Kinderbetreuung

Die Frauenbewegungen und das Thema Gewalt

4. Wie konnten Frauen vor der Eröffnung des Frauenhauses Hilfe finden

Scheidung in den Siebzigern

Frauenhäuser in England

5. Das Westberliner Frauenhaus

Der Gang durch die Institutionen

Die Eröffnung
Keine Männer im Frauenhaus
Selbstbestimmung
Migrantisierte Bewohnerinnen
Mitarbeiterinnenstruktur
Der Kinderbereich
Mitarbeit von Wissenschaftlerinnen
Kritik am Frauenhaus

6. Fazit

Dank
Literaturverzeichnis
Archivmaterial
Endnotenverzeichnis
Adressen

Vorwort

»A history of the world as it has become known to me«.¹ Das ist der Titel eines roten großen Bandes, der auf dem Bücherregal neben meinem Schreibtisch steht. Der Katalog wurde für eine Ausstellung über die feministische Künstlerin Ellen Cantor und ihren Film *Pinochet Porn* herausgegeben. Ich übersetze den Satz mit »eine Geschichte der Welt, wie ich sie kennengelernt habe«. Genauer wäre »eine Geschichte der Welt, wie sie sich mir vorgestellt hat«. Der Satz beschreibt für mich den Arbeitsprozess einer Historikerin, die im Dialog mit der Welt steht, um die Vergangenheit durch die eigenen Augen in der Gegenwart wiederzubeleben. Geschichtsschreibung ist eine Collage aus Wahrnehmungen, Wahrheiten und Widersprüchen.

Narrative sind nie neutral. Sie sind oft mächtig und dominant, aber sie können auch solidarisch und sogar parteilich sein. Ihre Entstehung basiert auf einem Interesse oder folgt einem Zweck. Jede Nacherzählung beruht auf individuellen Entscheidungen für und/oder gegen spezifische Quellen. Diese Entscheidungen sind subjektiv und vollziehen sich mal bewusst und mal unbewusst. Jede Historikerin hat Vorlieben, Abneigungen und blinde Flecken. Immer aber verweist die Konstruktion der Erinnerung auf die Zukunft.

Forschen bedeutet suchen und sammeln, Forschen ist ein Prozess, der Prozess ist flüchtig, weich und flexibel. Ein historisches Buch schreiben hält ein mögliches Ergebnis fest. Auch ein Buch, das so statisch und unverzeihlich

wirkt, ist nur eine Bestandsaufnahme, zu einem spezifischen Moment innerhalb eines Kontextes. Als feministische Historikerin ist es meine Aufgabe, Geschichten, die nur begrenzt Aufmerksamkeit bekommen haben, im Kontext der dominanten Geschichtsschreibung zu platzieren und im sogenannten Kanon sichtbar zu machen. Ich erzähle dabei nichts unbedingt Neues, sondern kuratiere Stimmen und Orte zu historischen Ereignissen.

Als Historikerin habe ich gelernt, in Quellen und Sekundärliteratur zu unterscheiden. Ersteres sind Zeugnisse einer spezifischen Zeit und werden einer Analyse unterzogen. Zweiteres dient dem Untermauern von Argumenten. Ich entscheide mich für eine weitere Methode und behandle in diesem Buch alles als Quelle, alles als Material, das von Menschen zu einem jeweiligen Zeitpunkt an einem bestimmten Ort verfasst wurde.

Meine Arbeit beruht somit auf einem Erbe, das Expert*innen vor mir und neben mir aufgebaut haben. Darum befindet sich im Anhang eine lange Literaturliste. Der Text basiert auf meiner Auswahl von Quellen und ist parteilich. Feministische Parteilichkeit ist auch für die Arbeit in Frauenhäusern und im Umgang mit Gewaltbetroffenen zentral. Sie setzt voraus, einer hilfeschuchenden Person wohlwollend entgegenzutreten, ihr zu glauben und ihre individuellen Entscheidungen ernst zu nehmen und ihre Situation in Kontext zu den gesellschaftlichen Machtstrukturen zu setzen. Parteilichkeit setzt gleichzeitig die Verantwortung aller Beteiligten zur Selbstreflexion voraus. Und diese ist keine Selbstverständlichkeit.

Eigene Bedürfnisse wahrnehmen zu können, also zu spüren, wo sich die eigenen Grenzen befinden, zu bemerken, wann sie überschritten werden, und die eines

Gegenübers zu akzeptieren, will gelernt sein. Autonome und kollektive Selbstreflexion ist nicht Teil der patriarchalen Ideologie.

Dieses Buch entsteht während der Corona-Pandemie. Europaweit führten die Vorkehrungen zur Eindämmung des Virus zu einem sprunghaften Anstieg der Berichte über häusliche Gewalt. In vielen EU-Ländern wurden spontane Maßnahmen ergriffen, um Betroffene von häuslicher Gewalt zu unterstützen. Trotzdem zeigte sich, dass die anhaltende Unterfinanzierung von Frauenhäusern, Notunterkünften und Beratungsstellen zu einer lückenhaften Hilfestruktur geführt hatten, die der hohen Nachfrage nicht gerecht werden konnte.

Seit der sogenannten Corona-Krise sind Frauenhäuser und ihre Mitarbeitenden in Deutschland medial so präsent, wie wahrscheinlich seit Mitte der 1970er Jahre nicht mehr. Die traurige Wahrheit ist, dass die Pandemie den Entwicklungen auf Bundesund Länderebene im Ausbau des Hilfesystems für gewaltbetroffene Menschen Anschub gegeben hat. In Deutschland wird erneut über eine flächendeckende Finanzierung *nachgedacht*.

Während eines langen Winters in Isolation wurden die Zusammenhänge zwischen geschlechtsspezifischer Gewalt, Zweigeschlechtlichkeit, Heteronormativität, Kernfamilie und fehlendem Wohnraum offensichtlich.

Auch sexualisierte Gewalt gegen Kinder, sowohl im Netz als auch in der Familie, nahm seit der Pandemie drastisch zu. Übergriffe an Kindern finden meist im privaten Umfeld statt, weswegen der Kontakt nach außen über Kita, Schule, Sportgruppe etc. so notwendig ist. Die Diskussion um Kita- und Schulschließungen zeigte, wie enorm wichtig Orte, die außerhalb der privaten vier-Wände liegen, sind. Öffentliche

Orte bieten die Chance, Kontrolle zu entkommen oder Hilferufe abzusetzen. Da diese Möglichkeiten für Frauen und Kinder wegfielen, stieg die Anzahl der Notrufe bei Beratungsstellen nach jedem Lockdown an.

Gewalt gegen Frauen und nichtbinäre Menschen ist kein individuelles, sondern strukturelles Problem. Dass Frauenhäuser und Notunterkünfte existieren, liegt an fehlendem und unbezahlbarem Wohnraum, an prekären Arbeitsverhältnissen und der Privilegierung von bürgerlichen Normen und Misogynie.

Während meiner Recherchen las und hörte ich immer wieder vom »gesellschaftlichen« oder »öffentlichen Bewusstsein«. Kulturen und ihre Erinnerungen sind performativ. Sie entstehen und bestehen im ständigen Wiederholen, Aneignen und Aushandeln miteinander. Das kulturelle Gedächtnis ist aber auch träge und das Bewusstsein trügerisch, mal verleugnend, mal traumatisiert.

In den siebziger Jahren entstand dieses öffentliche Bewusstsein um häusliche Gewalt. Die neuen Frauenbewegungen machten das Private politisch und brachten geschlechtsspezifische Gewalt ins Gespräch und damit ins Bewusstsein. Geschlechtsspezifische Gewalt beschreibt Gewaltformen, die gegen Menschen angewendet werden, *weil* sie den Vorstellungen *eines* bestimmten Geschlechts entsprechen, oder weil sie diesem nicht *richtig* entsprechen.

Häusliche Gewalt, partnerschaftliche Gewalt, Gewalt im sozialen Nahraum und Gewalt im Geschlechterverhältnis betrifft alle. Alle, alle, alle. Sie wird in jeder gesellschaftlichen Klasse, jeder politischen Zugehörigkeit, in jeder Gehaltsstufe und in jedem Bundesland praktiziert. Jede*r kennt Opfer und jede*r kennt Täter.ⁱ

Die heutige Zeit ist ähnlich der 1970er Jahre eine Phase des Experimentierens; statt scheinbar »Althergebrachtes« unhinterfragt anzuwenden, wird sprachlich, räumlich und körperlich nach neuen Ausdrucksformen und Möglichkeiten gesucht.

Die feministischen Kämpfe sind nicht neu, sie sind mindestens so alt wie der Kapitalismus selbst. Damals wie heute ging es um strukturelle Veränderungen des Privaten und politische Emanzipation. Damals wie heute stehen sich konservative und soziale Kräfte gegenüber. Generationen von Feminist*innen kämpfen seither für die Gleichwertigkeit und Chancengleichheit aller.

Die Frauenbewegungen verhandelten immer schon die Differenzen innerhalb der eigenen Gruppen. Sie scheiterten an Ideen von kollektiver Schwesternschaft, grenzten sich voneinander ab und reorganisierten sich in lesbische, Schwarze, bürgerliche, behinderte, migrantisierte usw. Bewegungen. Hinter dieser Vielfalt von Bewegungen und Körpern liegen Ressourcen und bilden die Stärke des Feminismus, der sich mal theoretisch, mal praktisch, immer aber aktivistisch äußert.

Die Verquickung von Geschlecht und Rassismus zeigt sich auch am europaweiten Wiedererstarken des Nationalismus. Mehr und mehr Länder diskutieren, es der Türkei gleichzutun und aus dem *Übereinkommen des Europarats zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häuslicher Gewalt* (kurz: *Istanbul-Konvention*) auszusteigen. Das Abkommen definiert Geschlecht als kulturell konstruiert und verpflichtet seine Mitgliedsstaaten, gegen Gewalt an Frauen und Kindern strafrechtlich vorzugehen. Die Argumentation gegen die Istanbul-Konvention folgt überall ähnlichen konservativen und religiösen Strategien, die eine Gefahr in der Auflösung von Geschlecht und damit eine Gefahr für die Kernfamilie

fürchten. In den meisten Ländern wird die Debatte gegen das Übereinkommen flankiert von der Kritik an LGBTIQ-Rechten. In einigen Ländern hat die Zahl von Angriffen auf LSBTIQ bereits zugenommen, sowohl auf der Straße als auch im Netz. An diesen Entwicklungen zeigt sich, dass es gegen die Selbstbestimmung von Menschen zugunsten eines Systems geht. Körper sind immer politisch und an ihnen verhandeln Gesellschaften Normen, Inklusion und Exklusion. Vor allem aber sind Körper verletzlich.

Dieses Buch ist eine Momentaufnahme und ein Beitrag zum Kampf gegen geschlechtsspezifische Gewalt. Es ist all jenen Feminist*innen gewidmet, die dagegen kämpfen – damals wie heute.

i Wenn ich den Begriff »Opfer« im Text verwende, dann weil ich ihn in Relation zum Begriff »Täter« denke, nicht um eine*n Überlebende*n von Gewalt zu stigmatisieren oder abzuwerten.

Einleitung

Warum gibt es Frauenhäuser? Warum haben die ersten zwei Frauenhäuser in Westberlin und Köln im Jahr 1976 eröffnet?

Die Entstehung der Frauenhäuser ist eine der bedeutendsten Errungenschaften der Neuen Sozialen Bewegungen der 1970er Jahre. Denn dank dieser Orte wurde Gewalt in Familien sichtbar und ins gesamtgesellschaftliche Problembewusstsein aufgenommen, was nicht heißt, dass es auch als solches anerkannt und behandelt wurde und wird.

Nach den ersten Frauenhäusern kamen 1977 die ersten Notruf-Beratungsstellen für Betroffene von sexualisierter Gewalt und 10 Jahre später die ersten Beratungsstellen für sexuell missbrauchte Mädchen. Bis heute existieren zahlreiche, jedoch nicht ausreichende Fachberatungsstellen für Betroffene von Gewalt im Geschlechterverhältnis. Doch gerade für Frauenhäuser, die akute Hilfe in Form von Schutzräumen bieten, ist die Situation seither kompliziert. Wie lässt sich diese Geschichte erzählen?

Das Westberliner Frauenhaus, genau wie all die anderen Häuser, die in dieser Zeit in Westdeutschland entstanden, war ein Experiment. Es gab wenige Vorbilder und kaum Erfahrungswerte, wie solch ein Ort in der Praxis funktionieren könnte. Die Gründungsfrauen waren Pionierinnen und ihnen ist es zu verdanken, dass sich das Konzept Frauenhaus bis heute durchgesetzt hat.

In diesem Buch rekonstruiere ich exemplarisch die Entstehungsgeschichte des Westberliner Frauenhauses als erstes Bundesmodellprojekt. Als staatlich gefördertes Projekt der Frauenbewegungen setzten die feministischen Initiatorinnen zusammen mit SPD-Familiensenatorin Ilse Reichel und Bundesfamilienministerin Katharina Focke durch, dass Gewaltschutz für Frauen und Mädchen als gesamtgesellschaftliches Problem behandelt wurde und jene Projekte im Laufe der 1980er und 90er Jahre zu etablierten Institutionen wurden.

Meine Frage ist: Welche Begebenheiten haben zur Eröffnung geführt, wer war involviert und welche Bündnisse wurden zwischen welchen Akteur*innen, Organisationen und Institutionen eingegangen, um das Thema Gewalt gegen Frauen in die Öffentlichkeit zu tragen? Die Westberliner Frauenhausinitiative als Teil der Lesben- und Frauenbewegungen, kämpfte mit viel Ausdauer und Strategie zwei Jahre lang, bis am 1. November 1976 im Grunewald das erste Haus für gewaltbetroffene Frauen und ihre Kinder öffnen konnte.

Der Gang ins Frauenhaus ist ein mutiger und selbstbewusster Akt hin zu einem selbstbestimmten Leben. Das Frauenhaus stellt auf diesem Weg die erste Alternative zu den lebensbedrohlichen vier Wänden dar. In Form von Unterkunft, Beratung und mobiler Unterstützung können sich Frauen und ihre Kinder hier so gut es geht erst einmal erholen, um dann Stück für Stück ihre eigene Existenz aufzubauen. Einige versuchen dies zum ersten Mal.

Von Überlebenden war und ist der Aufenthalt im Frauenhaus häufig mit der Angst vor sozialem Abstieg verbunden. Diese Sorge ist berechtigt, da durch eine Trennung Einkommen, Wohnraum und eventuell Kita- und Schulplätze wegbrechen. Bezeichnend ist auch, dass in der Regel davon ausgegangen wird, dass die Frau mit den

Kindern den Lebensmittelpunkt verlässt. Weniger Jobchancen bei geringerer Bezahlung führen dann zu weiteren Schwierigkeiten und Abhängigkeit. Angst äußert sich häufig als Scham. Die Künstlerin Andrea Büttner beschreibt das Gefühl, sich für etwas zu schämen, als ein Muster, das immer den Blick der *anderen* bedarf.² Bei häuslicher Gewalt zeichnet sich nur allzu oft ab, dass diese Position von der Gesellschaft mit ihren traditionellen und statischen Rollenerwartungen übernommen wird. Diese Scham basiert auf der überholten konservativen Annahme, eine Beziehung/Ehe dürfe nicht scheitern.

Die beginnende Sichtbarkeit der patriarchalen Gewalt durch die Frauenhäuser und ein wachsendes öffentliches Interesse führten zu enormen Widerständen seitens der bürgerlichen Gesellschaft, die praktisch in allen Facetten allergisch auf die Bemühungen der Frauenbewegung reagierte. Dieses Buch entsteht im Bewusstsein einer ideologischen Dominanz des weißen westdeutschen Bürgertums. Die feministische Historikerin Gisela Notz umschreibt diese mit dem Begriff des Familismus. Nach diesem Konzept wird die Kernfamilie zum »Dreh- und Angelpunkt aller sozialen Organisationsformen«.³ Dabei werden familiäre Netzwerke, die nicht auf Blutsverwandtschaft basieren, maximal zweitrangig behandelt. Im Familismus werden Geschlecht, Mutterschaft und Familie heteronormativiert und institutionalisiert. Das bedeutet, bestimmte Beziehungen werden zum Beispiel steuerlich durch die Ehe privilegiert. Trotz Ehe für alle gelten immer noch mehr Vorteile für heterosexuelle Paare. Queere Ehefrauen müssen in langwierigen Verfahren ihre eigenen Kinder adoptieren. Nur durch die Adoption teilen sie die gleichen Rechte wie die Gebärende oder können für Unterhaltszahlungen verpflichtet werden. Das Zynische am kapitalistischen System ist die glorifizierte Mutterschaft als

Königinnendisziplin der Frau bei gleichzeitiger Benachteiligung von alleinerziehenden, lesbischen, geflüchteten, armen, traumatisierten sowie männlichen und nichtbinären Gebärenden.

In den folgenden Unterkapiteln gebe ich einen Überblick über die aktuellen gesellschaftlichen Verhandlungen um Gewalt gegen Frauen. Während der Pandemie wurden die Strukturen eindeutig sichtbar, die dem Gewaltschutz widersprechen. Frauen leben zu großen Teilen in prekären Umständen, sei es durch Teilzeitarbeit, ökonomische Abhängigkeit, fehlende Sprachkenntnisse, unsichere Aufenthaltsbestimmungen oder Pflegebedürftigkeit. Diese Kriterien erhöhen das Risiko, einem Gewalttäter nicht zu entkommen.

Um dies auch politisch abzubilden, gebe ich einen kurzen Überblick über die geschlechtsspezifischen Debatten zwischen den Parteien im Bundestag. Dem folgt ein Blick auf die momentane Situation von Frauenhäusern in Deutschland. Eines der wichtigsten Handlungsinstrumente für den Gewaltschutz von Frauen und Kindern ist die sogenannte Istanbul-Konvention, ein europäisches Übereinkommen gegen Gewalt im Geschlechterverhältnis. Ich werde die Konvention und ihre Anwendung in Deutschland im letzten Unterkapitel darlegen.

Es gibt einige Begriffe, um Gewalt gegen Frauen zu beschreiben. Welche in Deutschland verwendet werden und um welche Gewaltformen es sich dabei handelt, bespreche ich im zweiten Kapitel. Jede Form der Partnerschaftsgewalt ist ein Angriff auf die Autonomie und Integrität der Betroffenen. Für Frauen in gewalttätigen Beziehungen sind die gefährlichsten Phasen, die in Deutschland auch den allermeisten Femiziden/Feminiziden vorausgehen, die Zeit unmittelbar vor und nach einer Trennung, während der Schwangerschaft und wenn Kinder unter einem Jahr sind.

Phasen, in denen der Mann nicht mehr die Hauptrolle im Leben der Partnerin spielt und sein patriarchaler Besitzanspruch in Gefahr gerät. Die aktuelle politische Debatte in Deutschland um Femizide, also Morde an Frauen, weil sie Frauen sind, stelle ich ebenfalls im zweiten Kapitel vor. Denn selbst im Jahr 2021 weigert sich die Bundesregierung, den Begriff Femizid anzunehmen und den spezifischen Gewaltakt damit anzuerkennen. Auf gewisse Weise blockiert sie damit mögliche Maßnahmen, die zu einer deutlicheren Kriminalisierung von sexualisierter oder geschlechtsspezifischer Gewalt beitragen könnten. Die empirische Sozialforschung der letzten 20 Jahre belegt, dass die Motivhintergründe »Macht und Kontrolle« in heterosexuellen Partnerschaften zu Gewalt und Tötung der Partnerin führen. Aus diesem Grunde werde ich ausgehend von der Debatte um Femizide/Feminizide ausführlicher auf die Entstehung der Heteronormativität und der Zweigeschlechtlichkeit sowie Ehe und Kernfamilie als Gewaltraum eingehen.

Die Ergebnisse der aktuellen Kriminalstatistik zur heterosexuellen Partnerschaftsgewalt für das Jahr 2019 zeigen, 141.792 Menschen wurden Opfer häuslicher Gewalt. 81 Prozent der Gewalttaten gehen von Männern gegen Frauen aus.⁴ Alle 2,5 Tage begeht ein Partner oder Ex-Partner Mord an einer ihm nahestehenden Frau. Alle 45 Minuten wird in Deutschland eine Frau Opfer von versuchter oder vollendeter Körperverletzung durch einen nahestehenden Mann. Das BKA geht dabei von einem »erheblichen Dunkelfeld« aus, da nicht alle Gewalttaten zur Anzeige kommen.⁵

Basierend auf dem Wissen um diese verbreitete Gewaltform, unterziehe ich historisch gewachsene Annahmen von Mutterschaft, Kernfamilie und Heteronormativität einer feministischen Kritik. Das Buch

folgt keiner linearen Konstruktion der Vergangenheit, sondern setzt aktuelle Diskurse mit der Entstehungsgeschichte des Westberliner Frauenhauses in Bezug zueinander. Auf diese Weise spüre ich Momente in der bundesdeutschen Zeitgeschichte auf, die Rassismus, Sexismus und Klassismus immer wieder manifestierten und so sukzessive gegen die Selbstbestimmung von Frauen, nichtbinären Menschen und Kindern vorgingen.

Im dritten Kapitel untersuche ich die Familienpolitik seit der Nachkriegszeit um 1945 bis zur Entstehung der ersten Frauenhäuser Ende der 1970er Jahre. Auf diese Weise finde ich Antworten auf die Frage, warum häusliche Gewalt bis heute solch ein enormes Problem in der deutschen Gesellschaft darstellt, aber nicht konsequent als solches behandelt wird.

Gerade an der Geschichte des sogenannten Familienministeriums ist der Wandel von Werten und Normen bezüglich Familie, Frauen und Gewalt abzulesen. Durch dieses historische Vorgehen zeige ich auf, auf wie vielen Ebenen immer noch Handlungsbedarf besteht. Das heutige Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend trug seit seiner Entstehung wechselnde Bezugsgruppen im Namen und hatte dementsprechend ständig wechselnde Aufgabenbereiche. Während dieses Buch entsteht, gibt es zum ersten Mal seit der Nachkriegszeit kein Ministerium, das sich um die Belange von Frauen und Kindern kümmert, da die Ministerin aufgrund einer Plagiatsaffäre zurückgetreten ist und sich der Wahl zur Bürgermeisterin von Berlin widmet. Es ist erschütternd, dass ausgerechnet während der sogenannten Corona-Krise die Bedürfnisse der Schwächsten zweitrangig sind. Zwar existiert seit 2018 der Runde Tisch »Gemeinsam gegen Gewalt an Frauen« in Deutschland, doch gibt es im

Jahr 2021 immer noch keine konkreten Umsetzungen für eine einheitliche Finanzierung von Frauenhäusern.

Im Spiegel einer konservativen Weltsicht war ein Frauenhaus in den 1950er und 60er Jahren undenkbar. Es stand den christlich-konservativen Werten, die den Erhalt der Familie um jeden Preis propagierten, diametral gegenüber. Erst mit den emanzipatorischen Bewegungen der 1970er Jahre und einer sozialliberalen Koalition wurde das Frauenhaus überhaupt vorstellbar. Und trotzdem brauchten die Feminist*innen zwei Jahre, bis die Öffentlichkeit ausreichend sensibilisiert und die Politik genügend unter Druck stand und das Haus eröffnet werden konnte.

Die Feminismen der 1970er Jahre wohnte eine Radikalität inne, die Einfluss auf die privaten Beziehungen nahm wie kaum eine politische Bewegung zuvor. Keine andere politische Bewegung hatte bis dahin Politik, Psychologie und Pädagogik so eng miteinander verzahnt und nachhaltig beeinflusst. Im dritten Kapitel gehe ich genauer auf diese feministischen Kämpfe und ihren immensen Einfluss auf die gesellschaftliche und politische Bundesrepublik ein.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts handelten die feministischen Kämpfe mehrheitlich von der Gleichheit *beider* Geschlechter und der Forderung nach Gleichberechtigung. Im 20. Jahrhundert betonten Feminist*innen die Differenz zwischen den *beiden* Geschlechtern und forderten darauf basierend mehr Gleichberechtigung. Den Feminismen heute ist klar, dass es egal ist, ob die Gleichheit oder die Differenz der Geschlechter herausgestrichen wird, beide Ansätze gehen von der Binarität von Geschlecht und damit einhergehend einer weiblichen Geschlechtsidentität aus.

Die konkrete Entstehungsgeschichte des Westberliner Frauenhauses rekonstruiere ich ab Kapitel vier bis fünf. Hierfür habe ich den Archivbestand im Feministischen Archiv FFBIZ (erkennbar an den Signaturen), Zeitzeuginnen-Interviews und schriftliche Erfahrungsberichte ausgewertet. Die Zitate von gewaltbetroffenen Frauen stammen aus dem ersten Erfahrungsbericht, den die Mitarbeiterinnen des Berliner Frauenhauses 1978 publizierten.⁶ An einigen Stellen verschmelzen historische Aussagen mit zeitgenössischer Theorie, um aufzuzeigen, dass geschlechtsbasierte Gewalt, damals wie heute, einer ähnlichen Dialektik folgt.

Bemerkenswert an den Frauenbewegungen der 1970er Jahre ist die transnationale Vernetzung. Heute fällt es mir schwer auszumalen, wie diese Frauen über Kontinente hinweg in Austausch standen und so voneinander lernen konnten. Im Spiegel der Klimakrise wird diese Frage wieder relevant, da ein eingeschränkter Flugverkehr die Art zu reisen und ein verlangsamtes Zeitgefühl die internationalen Beziehungen herausfordern werden. Zentrale Treffpunkte waren damals ausschlaggebend für die Erfolge der Frauenbewegungen. Feministische Buchläden, Kneipen und Frauenzentren boten einen Safe Space und dienten gleichzeitig der Vernetzung. Frauenverlage, wie auch Orlanda, aus Westberlin, Köln und München übersetzten Bücher aus dem Englischen zum Thema häusliche Gewalt und publizierten die ersten Forschungsarbeiten von Feminist*innen zum Thema. Diese Texte, von denen eine Fülle seit Mitte der 1970er Jahre bis weit in die 80er hinein entstand, ermöglichten die öffentliche Wahrnehmung und den Diskurs um Gewalt gegen Frauen. Diese Bücher und Zeitschriften verliehen den Frauenbewegungen eine Stimme und ließen gleichzeitig die der hegemonialen Männlichkeit leiser

werden. Die feministischen Zeitschriften *Courage*, *Die Schwarze Botin* sowie *Emma* dienten diesem Buch als wichtige Quellen. Sie alle entstanden Mitte der siebziger Jahre, jedoch unter völlig anderen Vorzeichen. Die *Courage* entstand im Frauenzentrum Kreuzberg von der Bewegung für die Bewegung, die *Emma* war marktorientiert und wurde im Laufe der Zeit gefällig und die *Schwarze Botin* kritisierte an beiden die Idee einer »neuen Weiblichkeit« und selbstgenügsamen Schwesternschaft. Gleichzeitig zeigen diese Diskurse, dass der Prozess der Enttabuisierung häuslicher Gewalt vor 45 Jahren begonnen hat und bis heute anhält. Die mit einer Tabuisierung einhergehenden Hürden für Betroffene und Helfende konnten nicht abgebaut werden.

In heutiger Lesart klingen einige Quellen zeitgenössisch, andere antiquiert und ausgrenzend, da die Feminismen komplexer geworden sind. Heute besteht kein Zweifel, dass Männer menstruieren, nichtbinäre Menschen Kinder kriegen und trans*Frauen Plätze in Frauenhäusern benötigen, im Bewusstsein der siebziger Jahre schon.

Es existierte nie eine universale Gruppe von Frauen mit homogenen Wahrnehmungen und Konflikten. Die Historikerin Miriam Gebhardt bezeichnet die feministische Kritik am Feminismus als festen Bestandteil seiner Geschichte und vor allem als Voraussetzung seines Erfolgs.⁷ Die Erkenntnis, aber auch das Potenzial von Differenz führte innerhalb der Frauenbewegung dazu, dass sich BIWoC, queere Frauen und weiße Heteras in eigenen Bewegungen formierten, wobei die Grenzen oftmals fließend verliefen. Auch wenn die Frauenbewegungen auf ein lehrreiches Erbe zurückschauen, bringt jede Gesellschaft ihre eigenen Bedürfnisse hervor, die immer auch mit politischen und sozialen Sichtbarkeiten und Teilhabe verbunden sind. Trotz allem blieb der weiblich

gelesene Körper, als Austragungsort hegemonialer Kämpfe, ein gemeinsamer Ausgangspunkt. Damals wie heute ging es um patriarchale Dominanz und Raumeinnahme.

1. Häusliche Gewalt und aktuelle Rahmenbedingungen

Dieses Buch entsteht während der COVID-19-Pandemie. Ich gehe im folgenden Kapitel auf die Pandemie und ihre Auswirkungen auf gewaltbetroffene Familien ein, weil hieran die Notwendigkeit von Frauenhäusern besonders deutlich wird und sich ein Bogen zu den Bedingungen und Strukturen ihrer Entstehungszeit schlagen lässt. Hierfür skizziere ich aktuelle politische Diskussionen um Gewalt, die die Notwendigkeit von Frauenhäusern unterstreichen.

Geschlechtsbasierte Gewalt konnte stillschweigend historisch wachsen und hat mittlerweile eine globale Verbreitung pandemischen Ausmaßes erreicht; sie stellt weltweit das größte Gesundheitsproblem für Frauen dar. Ein Drittel aller Frauen weltweit hat, laut der WHO, sexualisierte Gewalt erlebt, in den meisten Fällen durch ihren männlichen Intimpartner.⁸ Epidemien und gesellschaftliche Ausnahmesituationen erhöhen das Risiko für Frauen, von Gewalt betroffen zu werden.

Zu Beginn der Pandemie, im März 2020, gab es diesen gefühlten Moment des Stillstandes und das Private geriet in den Fokus der Öffentlichkeit. Zwischen März und April wurde in einer medialen Dichte bundesweit über Gewalt gegen Frauen und über die Situation von Frauenhäusern berichtet, wie seit Mitte der 1970er und #metoo¹ nicht mehr. In unterschiedlichsten Onlineformaten diskutierten feministische Expertinnen und teilten ihre Erfahrungen mit einem interessierten Publikum. Anerkannte Zeitschriften

und Zeitungen interviewten Frauenhausmitarbeiterinnen und publizierten Artikel zum Themenschwerpunkt Gewalt gegen Frauen. Trotzdem klangen die Presseberichte zu Beginn so, als würde die spezielle Situation während des Lockdowns häusliche Gewalt erst hervorbringen und nicht extrem verstärken. Mittlerweile wird immer noch täglich über Gewalt an Frauen und vor allem Kindern berichtet. Dank der starken Präsenz gemeinnütziger Organisationen aus dem Gewaltschutz hat sich der Tonus teilweise verändert und die Tragweite häuslicher Gewalt erheblicher kommuniziert.

Im Juni 2020 veröffentlichte die Technische Universität München in Zusammenarbeit mit dem Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung die Ergebnisse einer ersten repräsentativen Studie zum Anstieg häuslicher Gewalt in Zusammenhang mit den COVID-19-bedingten Ausgangsbeschränkungen in Deutschland.⁹ Unter der Leitung von Professorin Janina Steinert und Dr. Cara Ebert wurden 3.800 Frauen zwischen 18 und 65 Jahren online befragt. Die Studie zeigt, rund 3 Prozent der befragten Frauen erlebten physische Gewalt, 3,6 Prozent erlebten sexualisierte Gewalt. 3,8 Prozent der Frauen fühlten sich vom Partner bedroht, in 2,2 Prozent der Fälle durften Frauen das Haus nicht ohne seine Erlaubnis verlassen, bei 4,6 Prozent der Frauen kontrollierte der Partner jegliche Form von Kontakt mit anderen Personen. In 6,5 Prozent der Haushalte wurden Kinder gewalttätig bestraft. Die Zahlen verdoppelten sich sogar im Falle von Quarantäne, finanzieller Sorge, bei Depression und Angst oder wenn im Haushalt Kinder unter 10 Jahren lebten.

Geschlechtsspezifische Gewalt ist immer Ausdruck einer gesellschaftlichen Ungleichwertigkeit der Geschlechter. Aus diesem Grund gehe ich an dieser Stelle knapp auf die

aktuellsten Forschungsergebnisse zum Gender Gapⁱ in Zusammenhang mit der Corona-Pandemie ein.

Das Wirtschaftswachstum- und Sozialwissenschaftliche Institut (WSI) der Hans-Böckler-Stiftung veröffentlichte im März 2021 eine Studie zu »Corona und Gleichstellung: Eine neue Studie beleuchtet die Wirkung auf den Gender Pay Gap, Arbeitszeiten und die Aufteilung von Sorgearbeit.« Die Wissenschaftlerinnen Dr. Yvonne Lott und Dr. Aline Zucco kamen dabei zu dem Ergebnis, dass der Gender Pay Gap 2020 zwar leicht zurückgegangen sei (mit 19 Prozent, auch im europäischen Vergleich, sehr hoch), was wahrscheinlich daran lag, dass Männer eher arbeitslos oder in Kurzarbeit waren.

Für 2021 vermuten sie eine Vergrößerung der Gender Pay Gaps, da sich die Höhe des Kurzarbeitergeldes, wie auch die des Arbeitslosengeldes, vom Nettoeinkommen ableitet, welches bei vielen verheirateten Frauen wegen des Ehegattensplittings niedriger ausfällt.¹⁰

Außerdem wurde Kurzarbeiterinnen seltener eine Aufstockung des Kurzarbeitergeldes zugesprochen als Kurzarbeitern. Die Ergebnisse zeigen auch, dass Frauen ihre Erwerbsarbeit eher wegen Kinderbetreuung reduzierten als Männer, denn nach wie vor übernehmen in Deutschland in erster Linie die Frauen die unbezahlte Arbeit bei der Kinderbetreuung, selbst wenn sie berufstätig sind.

»In der Gesamtschau spricht vieles dafür, dass sich die bereits vor der Krise existierenden Ungleichheitsstrukturen in der Krise verschärfen und damit auch langfristig zu einer wachsenden Ungleichheit zwischen den Geschlechtern führen könnten, wenn nicht rechtzeitig gegengesteuert wird«, so Professorin Dr. Bettina Kohlrausch, Leiterin des Instituts, »Gleichzeitig können wir durch die Erfahrungen der Krise lernen, welche Faktoren eine egalitäre Verteilung

der Sorgearbeit ermöglichen: mehr Arbeit im Homeoffice und ein geringeres Arbeitszeitvolumen sind wichtige Säulen einer gerechteren Geschlechterordnung.«¹¹

Die Expertinnen weisen darauf hin, dass die Betriebe ihre Vereinbarkeit von Familie und Beruf verbessern müssten. Hilfreich wäre hierfür der Ausbau der Partnermonate des Elterngelds und der Ausbau der 30-Stunden-Woche. Außerdem müsste, gerade für den Fall einer Krise, das Kurzarbeiter*innengeld und Arbeitslosengeld von der Steuerklasse III/V gelöst werden. Für diese Entwicklung bedürfe es einer Reform des Ehegattensplittings.

Und zu guter Letzt müssen Dienstleistungsberufe, die seit je an das weibliche Geschlecht gekoppelt sind, gesellschaftlich und finanziell aufgewertet werden. Neben der Verstärkung der strukturellen Gewalt, für die der Gender Pay Gap ein Beispiel ist, kam es während der Pandemie auch zu einem weltweiten Anstieg häuslicher Gewalt.

Die Vereinten Nationen sprechen von einer »Schattenpandemie« bei einem weltweiten Anstieg häuslicher Gewalt von 30 Prozent.¹²

Beispielsweise wurde in Liberia allein im ersten Halbjahr der Pandemie ein Anstieg geschlechtsspezifischer Gewalt um 50 Prozent registriert. In Kenia berichtete die Presse von 4.000 Schülerinnen, die infolge des Lockdowns schwanger zur Schule kamen. Laut der südafrikanischen Polizeistatistik begeht alle drei Stunden ein Mann einen Femizid.¹³ In Frankreich wurden seit des Lockdowns im März 30 Prozent mehr Strafanzeigen gegen häusliche Gewalt gestellt als zuvor. In Zypern und Singapur wurden Beratungstelefone bis zu 33 Prozent häufiger angerufen. In Argentinien gehen 25 Prozent mehr Notrufe gegen

häusliche Gewalt ein als vor dem Lockdown. Für Kanada, die USA, Großbritannien, Spanien und Deutschland verzeichnen sowohl NGOs als auch staatliche Institutionen eine erhöhte Inanspruchnahme der Telefonnotrufeⁱ, außerdem sei der Bedarf an Schutzräumen und Frauenhausplätzen erheblich gestiegen.¹⁴

Eine aktuelle deutschlandweite Umfrage in Frauenhäusern belegt, »dass dutzende Einrichtungen im vergangenen Jahr über Wochen oder Monate keine freien Plätze anbieten konnten, teilweise mussten sie hunderte Frauen abweisen. Mitten in der Pandemie, in der Fälle häuslicher Gewalt zunehmen und Betroffene noch schwerer als sonst eine sichere Bleibe etwa in Pensionen oder bei Vertrauenspersonen finden können.«¹⁵

Sowohl bei Beratungsstellen als auch Frauenhäusern stieg die Zahl der Anfragen erst nach Ende des ersten Lockdowns an, da der ohnehin knappe Bewegungsradius gewaltbetroffener Frauen sich noch weiter verringert hatte. Die Familienfürsorge konnte nicht mehr zu den Familien und Kindern nach Hause kommen und weil Schulen und Kitas geschlossen waren, blieb Kindesmissbrauch vielfach unentdeckt.

Seit dieser Zeit wurden telefonische und digitale Hilfsangebote wichtiger denn je. Viele Beratungsstellen reagierten schnell und bauten ihre digitalen Hilfestrukturen aus.

Die Bundesregierung machte kurzfristig mit großen Plakaten im öffentlichen Raum aufmerksam auf die Nummer des Hilfetelefon. Außerdem wurden in 26.000 Supermärkten Plakate und Kassenbons mit Informationen über Hilfsangebote verbreitet. Die Nummer richtet sich sowohl an Frauen in Gewaltbeziehungen als auch alle anderen irgendwie Betroffenen, sei es durch Fälle im Freund*innenkreis oder in der Nachbarschaft.

In Berlin wurden vom Senat zwei Hotels als Schutzorte für Frauen und ihre Kinder angemietet, um der hohen Nachfrage und den Pandemiebestimmungen und -risiken gerecht zu werden.

Im »Stadthotel« standen 60 Zimmer zur Verfügung, die einzeln belegt wurden - das Haus war schnell voll. Ein weiteres Hotel wurde zur Quarantäneisolierung für Frauen und ihre Kinder eingerichtet, damit mögliche Infektionen nicht zu Schließungen etablierter Häuser führten. Hier können bis zu 130 Menschen Schutz finden. Die Hotels wurden schnell umfunktioniert und Mitarbeiterinnen aus anderen Beratungskontexten sind hier mit begrenzter Zeit tätig.

Frauenhäuser sind von der Pandemie besonders betroffen, da viele Menschen auf engem Raum zusammenkommen. Nicht nur die Bewohnerinnen, sondern gerade auch das Personal ist gefährdet und bei Krankheitsausfällen kann keine ausreichende Unterstützung geboten werden.

Laut Frauenhauskoordinierung ist das Bundesministerium für Gesundheit nicht auf die Empfehlung der Ständigen Impfkommission eingegangen, um Mitarbeitende und Bewohnerinnen von Frauenhäusern priorisiert zu impfen. Dabei zeigte sich gerade jetzt die Systemrelevanz dieser Orte und ihrer Mitarbeitenden.